

Kinder der Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574062>

Nutzungsbedingungen

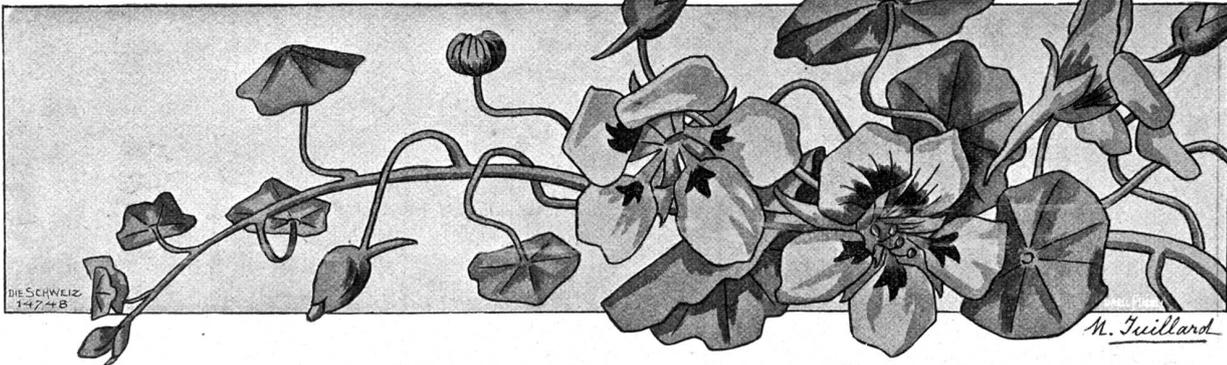
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



✻ Kinder der Seele ✻

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

P lötzlich öffnete sich eine Seitentür, und ein kleiner Mann mit einem Fuchsgeßicht huschte herein. Keiner kannte ihn; nur Siegel wurde bei seinem Anblick von einer merkwürdigen Wut gepackt. Ehe der andere ein Wort sagen konnte, schrie er ihn an:

„Aha! Da sind Sie ja schon! Hab' Ihren Namen vor ein paar Tagen in der Fremdenliste gelesen, dachte gleich, daß Sie den Weg hieher finden würden. Wo das Mas ist, sammeln sich die Geier. Aber diesmal gibt es nichts... Verstanden? Das ist ja das einzig Gute an der vertrackten Geschichte, daß Kerle wie ihr ebenfalls das Nachsehen dabei haben! Das gönn' ich euch, das gönn' ich euch!“

„Aber lieber Freund,“ — der Fremde sprach mit einer ölig spizen Stimme — „was will ich denn? Sie tun heute, als wenn ich ein Menschenfresser wäre, und sonst war ich Ihnen doch oft sehr willkommen!“

Die Stimmung bei Siegel schlug um. „Na ja, wollen uns wieder vertragen! Vielleicht werden wir sogar noch handelseinig. Was halten Sie von meinem Tenor? Famos was? Das gibt mal 'nen Star!“

„Möglich, möglich, Verehrtester! Aber wozu soll ich anfangen mit jemand, der verspricht 'nen Star zu werden, wenn Sie haben jemand, der ist ein Star? Wollen Sie mich nicht vorstellen der Dame, die da sitzt im weißen Kleid!“

„Bitte“ — Siegel lächelte grimmig — „Gnädige Frau, gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Rosenbaum vorstelle, den größten, einzigsten, wichtigsten, einflußreichsten Konzertagenten Berlins!“

Siegel hatte sehr laut gesprochen, sodaß sich jetzt sämtliche Augen auf Rosenbaum richteten. Er verbeugte sich zuerst vor Hilde, dann lächelnd nach allen Seiten und schien die vielen furchtsamen, gespannten, hoffenden, ehrfurchtsvollen Blicke, die ihn trafen, wie einen Leckerbissen zu genießen. Nur Hilde sah gleichmütig, wenn auch höflich auf den mächtigen Mann, der sich stichlich bemühte, ihr zu gefallen, und sie mit Komplimenten überschüttete. Schließlich fragte er mit gierig hervorbrechendem Interesse, ob die Gnädige für den Winter bereits oft engagiert sei oder ob er hoffen dürfe, ihr Vertreter zu werden.

Nach dieser bedeutungsvollen Frage wurde es sehr

still im Zimmer. Alle Köpfe waren vorgestreckt; der Reid begann leise seine Fittiche zu regen, und in jeder Falte von Siegels Gesicht saß ein kleiner Teufel der Schadenfreude. Da klang Hildes weiche, ruhige Stimme: „Nein, Herr Rosenbaum, ich habe keine Engagements, und ich brauche auch keine. Ich bin verheiratet und habe nicht die Absicht, öffentlich aufzutreten.“

Der Reid schloß seine Fittiche, Herrn Siegels Teufelchen schlugen Purzelbäume vor Vergnügen, und Herr Rosenbaum sah so dumm aus, wie dies bei seinen Fuchszügen möglich war. Als habe sie ihm eine persönliche Beleidigung zugefügt, so brüsk wandte sich der Agent von Hilde ab und dem Tenor zu. Er zog ihn in eine entfernte Ecke und unterhandelte eifrig mit ihm.

Siegel beugte sich zu Hilde: „Sehen Sie, liebe Frau Rainer, als ich Sie fingen hörte, so gut, so schön, so echt künstlerisch, da empörte sich alles in mir, daß dieses Talent in einem Privathaus eingeschlossen werden soll! Ich tobte ein bißchen mit dem Schicksal, bis mir dieser ekelhafte Rosenbaum in die Finger lief. Leider können wir ja nichts ohne diese heillosen Agenten mit ihren Prozenten machen — dies Uebel ist unvermeidlich! Aber daß der Kerl einmal in seinem Leben mit einer langen Nase abziehen mußte, da er in seiner Händlerphantastie schon goldene Berge gesehen hat, das freut mich doch unbändig. Nun kommt Ihr Gesang und Ihre Abweisung dem Tenor zu gut. Ich gönn' sie ihm; denn er ist ein armer Kerl, der an Erwerb denken muß, und bei mir lernt er sowieso nicht mehr viel. Aha, da winken sie mich schon heran! Na, das Konzert ist ja bald fertig; dann kann das Publikum ins Künstlerzimmer kommen, und Ihr Herr Gemahl wird Sie holen. Auf Wiedersehen, gnädige Frau!“

Hilde setzte sich zu dem jungen Mädchen, das zuletzt gesungen hatte und sich verschüchtert verkroch, sprach ihr Mut ein und lobte ihre Stimme. Dann fragte sie nach dem Agenten und seiner Bedeutung. Die kleine Sängerin war sehr erstaunt, wie unbewandert die bewunderte Kollegin in diesen Dingen sich zeigte. Ach du meine Güte, da merkte man gleich, wer um des Broterwerbes willen sang! Sie wußte Bescheid mit Agenten, Prozenten und Kontrakten. Wichtig frante sie ihre Weisheit aus.

Hilbe schwankte zwischen zwei Empfindungen. Einmal war sie froh, daß sie ihre Stellung von den tausend Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen einer jungen Kunstnovize bewahrte, andererseits zog sie das Leben, in das sie jetzt von ferne einen Blick tat, gewaltig an, und sie sehnte sich danach, zu streben, zu kämpfen, bis sie einen Sieg errang, den sie ihrem Talent und ihrem Können verdankte. In ihren Ohren klang noch der rauschende Ton des Beifalls. Sie genoß noch einmal den Triumph, mit ihrem Gesang Menschenherzen jubeln und weinen zu lassen, diese fremden Seelen zu locken, daß sie ihre Tore vor ihr aufstuten und sie empfangen als Herrin.

O, wie stolz sie war, wie glücklich!

„Ist es denn wirklich Ihr Ernst, wollen Sie nicht öffentlich auftreten, gnädige Frau?“

Hilbe schrak zusammen. Was träumte sie denn da? Wer war sie denn, daß sie solche Gedanken haben durfte? Fast schroff antwortete sie: „Nein, ich will nicht öffentlich auftreten. Es geht nicht, ich bin ja verheiratet...“

„Aber“ — die kleine Sängerin mußte seltsame Begriffe von der Ehe haben — „das ist doch kein Grund; es gibt doch unter den Sängerinnen viele verheiratete Frauen!“

Hilbe zuckte hochmütig die Schultern: „Das mag sein; für mich würde es sich jedenfalls nicht schicken!“

Die Kleine wagte nichts mehr einzuwenden, und Hilbe ärgerte sich sofort über ihren arroganten Ton. Vergeblich suchte sie nach einem begütigenden Wort, sie fand keines, sie war zu verwirrt.

Das Konzert war zu Ende. Zuletzt sangen zwei Herren Duette, ohne die Zuhörer besonders zu begeistern. Hilbe und der Tenor — neben diesen Leistungen fielen die andern ab. Der junge Sänger hatte die Leute elektrifiziert, Hilbe hatte sie ergriffen. Mehr konnte das Publikum nicht erwarten, unruhig drängte es zum Ausgang. Kritiker, Agenten und Angehörige suchten die Künstler im Solistenzimmer.

Rainer und Frei fanden Hilbe in einem dichten Kreise von Bewunderern mit unruhigen Augen nach der Ecke spähend, in der die Fachleute standen, der Tenor und die kleine Sängerin, die mit roten Wangen den Vorschlägen eines Agenten lauschte, in der Mitte.

„Dort werden Kontrakte abgeschlossen,“ sagte Hilbe zu ihrem Mann, der sie strahlend stolz begrüßt hatte.

„So? Na, was geht das uns an? Wir haben ja unsern Kontrakt auf Lebenszeit. Jetzt wollen wir essen gehen!“ Rainer war so vergnügt, daß er Hilbes Blick nicht beachtete, der ihn bei diesen Worten streifte. Aber Frei sah ihn, ihm war sofort die Haltung der jungen Frau und der Ton aufgefallen, in dem sie sagte: „Dort werden Kontrakte abgeschlossen!“ Wie sehnsüchtig neidvoll das klang!

Rainer hüllte seine Frau warm ein und führte sie aus dem Gedränge, nachdem Siegel versprochen hatte, in das von Rainer bestimmte Restaurant zu kommen und eine Flasche Wein mit ihnen zu trinken. Frei folgte ihnen, und in seinem Herzen tat er wieder einmal das Gelübde, über Hilbe zu wachen und ihr, wenn es nötig war, mit allen Mitteln zu der Befriedigung zu verhelfen, die ihre Natur verlangte.

* * *

Die Vorbereitungen für die Reise nach Großwerdau zogen Hilbes Gedanken in wohlthuender Weise von dem Konzert und ihrem ersten öffentlichen Erfolge ab. Frei brachte die Kritiken, über die sich Rainer sehr freute und die Hilbe mit einem Seufzer in ihrem Schreibtisch einschloß. Sie sagte kein Wort darüber und brach jede Unterhaltung, die sich auf ihr Auftreten bezog, sofort ab. Sie zwang sich, nur an die Reise und das Wiedersehen mit ihrem Vater zu denken. Dabei drängte die Freude allmählich die Zweifel und Grübeleien in den Hintergrund, und als am Pfingstsonntag der Wagen zur Bahn vor ihrer Türe hielt, dachte sie an nichts sehnsüchtiger als an die Heimat und ihre Familie. Die Eisenbahnfahrt dauerte nur kurz. In der letzten halben Stunde fuhren sie durch ein Tal, das begrenzt war von den Ausläufern des heimischen Gebirges.

Hilbe hatte zwei Jahre lang die dunkeln Tannenwälder, auf denen der blaue Himmel wie eine schwere Kuppel lag, nicht gesehen. Kein Bauernhaus mit spitzem Giebel und breit nach den Seiten abfallendem Strohdach, mit kleinen Schiebsfenstern und dunkeln Kuhställen, mit holzgezäunten winzigen Gemüsegärten und üppigen Nelkenstöcken, mit barfüßigen, gelbblonden Kindern und müden verwitterten Müttern — keines dieser in der Jugend aufgenommenen und fürs Leben festgehaltenen Bilder hatte sie gesehen zwei Jahre lang! Nun lag sie wieder vor ihren Augen so lockend und vertraut, so nah ihrem Verständnis, so teuer ihrem Herzen wie kein Stück Erde sonst — die Heimat!

An einer kleinen Station stiegen sie aus. Von hier fuhr man mit guten Pferden noch zwei Stunden bis Großwerdau. Da stand auch schon der Kutscher, der alte brave Hans, und schaute sich suchend um. Hilbe lief auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. Und der kleine, ein wenig krummbeinige Hans vergaß, daß er nur ein Diener war, drückte und riß an Hilbes zierlichen Fingern, zog dann den Mund erschreckend breit, zwinkerte mit feuchten, treuen Augen und rieb schließlich mit dem Rücken der Rechten eifrig seine fröhliche Stulpnase. Er freute sich sehr.

„Hans, was habt Ihr für Pferde?“

Hans grinste. Zu Rainers Erstaunen mußte Hilbe diese stumme Antwort vorzüglich verstehen; denn sie rannte mit einem Jubelruf fort nach der Straßenseite des Bahnhofes. Dort fand sie Rainer eine Minute später, wie sie abwechselnd eine kleine Kappstute auf den weißen Stirnfleck küßte und einem englischen Halbblut die Arme um den edeln Hals schlang.

Freudestrahlend rief sie ihren Mann: „Papa hat uns seine besten Pferde geschickt, Pepi und Lacy, die er nicht gern aus der Hand gibt. Wie lieb von ihm! Sieh nur, wie schön sie sind! Und die können laufen, nicht wahr, Hans?“

Der Kutscher lachte stolz und überlegen. Rainer sagte etwas Freundliches; denn im Grunde verstand er sehr wenig von Pferden.

Auf der ganzen Fahrt hielt Hilbe die Hand ihres Mannes umklammert, nannte ihm die Gemeinden, die sie durchkreuzten, erzählte ihm Eigentümlichkeiten der Bauern und schien so kindlich glücklich, daß Rainer sich in verstoßenem Entzücken an ihr freute.

Sie waren fast zwei Stunden scharf gefahren, als

sie plötzlich nach einer kühnen Straßenbiegung in eine breite Lindenallee einlenkten, an deren Ende helle Häuser schimmerten. Da verstummte Hilde, und Rainer fühlte, wie ihre Hand kalt wurde und zitterte.

Er streichelte sie sanft: „Mut, Hilde, Mut! Es wird gewiß alles gut sein.“

Sie sah mit einem dankbaren Blick zu ihm auf und preßte krampfhaft seine Finger.

Nun hielt der Wagen. Vor dem Eingangsportal des Wohnhauses stand Heinrich Hartwiger. Mit der mächtigen, straff aufgerichteten Gestalt, dem starken Kopf auf breiten Schultern, dem von der Luft rotbraun gebrannten Gesicht, aus dem graue Augen klug und selbstbewußt unter buschigen Brauen hervorschauten, glich er dem Bilbe eines mittelalterlichen Ritters, der auf sein Schwert vertraut und den Teufel nicht fürchtet.

Hilde sprang aus dem Wagen, ohne sich von Rainer helfen zu lassen. Sie hing an ihres Vaters Hals und küßte ihn unter hervorbrechenden Tränen. Hartwiger klopfte ihr mit großer Zärtlichkeit den Rücken, dabei nickte er Rainer freundlich zu:

„Nervös ist sie immer noch!“ sagte er gutmütig beruhigend. „Na, Kleine, komm, komm . . . Lisbeth erwartet dich oben!“

Er legte den Arm um sie und führte sie sorgsam die breiten Steinstufen hinauf. Oben war die Türe der Wohnstube weit geöffnet. Im hellen Lichtglanz der vier großen Fenster stand eine volle schöne Frauengestalt mit einem liebevollen Lächeln um den reizenden Mund und streckte Hilde beide Hände entgegen. Einen Augenblick sahen sich die jungen Frauen prüfend in die Augen; dann hielten sie sich fest umschlungen, und beide flüsternten in inniger Bewegung: „Wir wollen uns lieb haben!“

Rainer und selbst Hartwiger wurden mit hineingezogen in die weiche und erregte Stimmung der Frauen. Fritz zog Hilde an sich, küßte sie sanft und sagte: „Lieber Papa, ich kann euch nichts Besseres wünschen, als daß ihr in eurer Ehe so glücklich sein möchtet, wie ich in der meinen!“

„Na, das wollen wir besorgen, gell, Lisbeth?“ rief Hartwiger, der sich nicht gern lange mit Gerührtheit aufhielt, und verschmizt lachend setzte er hinzu: „Lieber Schwiegersohn, ich meinerseits kann dir nichts Besseres wünschen, als daß in eurer Wiege mal ein ebenso famoser Bengel liegt wie in der unsrer!“

„Das Brüderchen!“ Hilde blickte sich suchend um. „Wo ist das Brüderchen?“

„Kommt!“ Herr Hartwiger schritt voran, öffnete eine Seitentür und bedeutete den andern, leise zu folgen. Er selbst ging sorgsam auf den Behen, eine Fortbewegungsart, die sich bei seiner Größe und Stärke sehr drollig ausnahm. Dann stand er vor der Wiege still, winkte Hilde heran und zeigte mit einem Ausdruck unendlicher Liebe auf ein kleines Bündel in weißen Kissen.

Der Stammhalter und künftige Herr von Großwerdau war wirklich ein selten kräftiges und vorgeschrittenes Kind. Hilde beugte sich vorsichtig über die Wiege und legte ihre Lippen ganz zart auf das flaumige Köpfcgen, die weichen, runden Bäckchen. Und als daraufhin das rosige kleine Menschlein ein paar große, blaue Augen aufschlug, die ernsthaft die erwachsene Schwester betrachteten, fühlte Hilde zum ersten Mal seit dem Tode

ihrer Mutter, daß sie doch in einem starken Gefühl mit ihrer Familie verbunden war. Sie blieb neben dem Bettchen stehen und hielt mit ihren Blicken die Blicke des Kleinen fest. Da, mit einem Mal verzog das Baby sein rotes Mäulchen, seine Augen wurden noch blauer, noch leuchtender, und wie ein Sonnenstrahl glitt ein Lächeln über sein rundes Gesichtchen. Die andern, die bisher schweigend beobachtet hatten, jubelten auf: „Er lacht, Bubi hat gelacht!“ Alle beugten sich neugierig weiter vor.

Und Bubi, ohne sich um Eltern und Schwager zu kümmern, schaute unentwegt in die Augen seiner Schwester und lachte immer zufriedener. Auch Hilde lachte: es war wie eine stumme Zwiesprache, die von den beiden allein verstanden wurde.

Schließlich kam die Wärterin mit der Milchflasche und machte der Szene ein Ende.

Aber wer an diesem Tage in Herrn Hartwigers Nähe kam, hörte die erstaunliche Geschichte von Bubis Klugheit, der — man denke, als sieben Wochen altes Baby — nach eingehender Prüfung in einer fremden Dame seine Schwester erkannt habe.

Und Hilde war in der Meinung ihres Vaters durch diese Affäre so bedeutend gestiegen, daß er sie beim Abendbrot fragte, welchen Wein sie trinken wolle, und später ihr Urteil über das Verhältnis von Nassauern und Preußen mit Achtung aufnahm.

* * *

Am Abend, als die Herren im Rauchzimmer bei Bier und Zigarren plauderten, folgte Hilde ihrer Stiefmutter beim letzten Rundgang durch die Wirtschaftsgebäude. Dabei imponierte ihr die junge Frau nicht nur durch bestimmtes und sicheres Auftreten der Dienerschaft gegenüber, sondern auch durch Sachkenntnis und gewissenhaften Fleiß. Hilde dachte an ihre zarte und fränkliche Mutter, und sie mußte sich gestehen, daß Großwerdau unter der Obhut der neuen Herrin sehr viel besser gedeihen würde. Auch ihr Vater mußte sich an der Seite einer Frau, die aus natürlicher Veranlagung seine Interessen teilte, glücklich fühlen, abgesehen davon, daß sie jung, liebenswürdig, schön und die Mutter seines Sohnes, des ersehnten Erben war.

Hilde war gerecht genug, sich über diese Wahrnehmung zu freuen, wenn sie es auch nicht hindern konnte, daß ein Gefühl von Ausgeschlossenheit immer wieder in ihr emporstieg, sobald Lisbeth im Vollbewußtsein des Besitzes von Zeit zu Zeit sagte: Wir wollen das und das tun, wir werden dies bauen, jenes umreißen. Unter „wir“ meinte Lisbeth natürlich nur ihren Mann und sich. Hilde, die Jahre lang in dem Gefühl, die einzige Tochter, die natürliche Erbin all der Herrlichkeiten zu sein, erzogen worden war, fand sich plötzlich beiseite geschoben als eine überlebte Einrichtung, die man durch eine neue, bessere ersetzt hatte. In dieser Empfindung lag ein Stachel, der scharf genug gewesen wäre, sich tief einzugraben, wenn Hilde ihm nicht sofort die Spitze abgebrochen hätte. Sie brauchte sich nur vorzustellen, wie wenig Talent für Landwirtschaft in ihr steckte, wie sie sich stets vor dem großen Besitz und der Verantwortlichkeit, die er auflegte, gefürchtet hatte, und sie war mit der Lage der Dinge ganz zufrieden.

Wieder einmal mußte sie an Freis Lieblingsworte denken: Objektivität ist der Anfang und das Ende aller Weisheit. Nur nichts aus dem subjektiven Gesichtswinkel anschauen, wenn man sich darüber klar werden will. Drüber stehn, drüber stehn, das ist das Wichtige!

In diesem Fall war Objektivität gleichbedeutend mit frohem Einverständnis, und sobald Hilbe am Bettchen des Brüberchens stand und ihm den Gutenachtkuß gab, fand sie die Sachlage auch wirklich vorzüglich.

Lisbeth strich das Kopfkissen glatt und ordnete die Vorhänge der Wiege mit mütterlichen Händen. Dabei bewegte sie die Lippen im Gebet. Hilbe sah es staunend. Sie glaubte, Lisbeth schon gut genug zu kennen, um zu wissen, daß es ihr, wenn sie überhaupt betete, mit der Frömmigkeit Ernst sein müsse. Ihr selbst gab die Religion nichts, weder Halt noch Trost; aber sie achtete die Ueberzeugung aufrichtiger und ehrlicher Menschen. So wagte sie auch jetzt nicht, die junge Mutter mit einer Frage zu stören, und wartete, bis Lisbeth sie ansprach. Sie setzte sich still auf einen Stuhl am Fenster des Kinderzimmers:

„Ach, Hilbe, ein Kind ist doch das Schönste; dann weiß man erst, warum man lebt. Du hast sicher auch manchmal Sehnsucht danach, nicht wahr?“

„Manchmal wohl, aber nicht sehr oft. Ich fürchte mich eigentlich mehr davor, als daß ich es mir wünschte.“

„Der Schmerzen wegen? Ach, die sind gar nicht so arg, und man vergift sie sehr rasch.“

„Nein, nicht deswegen, ich bin nicht wehleidig. Es ist mehr . . .“ Hilbe zögerte. Sollte sie der Frau, die ihr doch noch etwas fremd war, ihre innersten Gedanken bloßlegen? Dann aber siegte das Bedürfnis, einmal mit einem Weibe über diese Dinge zu reden, und so sprach sie sich rückhaltlos aus.

Lisbeth hörte sehr teilnahmsvoll zu; sie vermochte auch mit ihrer schlichten Denkungsweise in die kompliziertere einzubringen und das ihr Ungewohnte zu verstehen. Das Resultat ihrer Ueberlegung war aber dann doch von ihren religiösen Ansichten beeinflusst. Ein wenig mühsam nach dem Ausdruck suchend sagte sie:

„Du magst ja in vieler Beziehung recht haben. Allein ich glaube nicht, daß es Gottes Wille ist, so . . . so viele Umstände zu machen. Die Kinder kommen doch nicht gleich als halbreife Menschen auf die Welt, und was so'n kleines Geschöpfchen in den ersten Jahren braucht, das kann ihm seine Mutter, wenn sie die rechte Liebe hat, schon geben. Und später . . . na, dann ist ja der Vater da, der mehr gelernt hat, und auch die Schule! Wenn du nur mal ein Kleines hättest, Hilbe, alles andere kommt dann von selbst. Das Nötigste hast du ja, das Einzige, das ein Kind meiner Ansicht nach nicht entbehren kann, ein gutes, treues Herz!“

Und die zurückhaltende, ein wenig steife Lisbeth beugte sich rasch zu ihrer Stieftochter und gab ihr einen Kuß.

Hilbe fühlte sich seltsam bewegt. Es hatte ihr heute schon vieles starken Eindruck gemacht: der Frieden des Waldes, die sicher treibende Schöpferkraft der ungezwungenen Natur im Feld und im Stall — gewiß, der Mensch leitete Behauung und Zucht, wie er es nach seiner Erkenntnis tun konnte; aber dann überließ er auch einen guten Teil der Arbeit vertrauensvoll den verborgenen Kräften.

Vielleicht tat sie doch nicht ihr Bestes, vielleicht war in ihrer so sorgsam aufgestellten Rechnung ein großer Fehler, vielleicht hatte Lisbeth in ihrer Einfachheit den richtigen Weg genannt. Und Lisbeth war glücklich — wunschlos glücklich, ganz erfüllt von der Befriedigung, ihre Pflicht getan zu haben und zu tun, während sie, Hilbe? War in ihr nicht immer ein Nest, der sich nach Unnennbarem sehnte, ein Verlangen, das nicht gestillt wurde? Vielleicht lag die Schuld daran in ihrem vermessenen Streben, etwas Besonderes zu wollen, statt sich bescheiden und demütig dem einfachen Lose einer Alltagsfrau zu unterziehen.

Hilbe schien es, als wenn hier die Natur, auf deren Stimme zu lauschen Frei sie gelehrt hatte, eine gebieterische Sprache zu ihr rede, der sie ihr Ohr nicht verschließen durfte.

In halben Zweifeln und mit einem halben Entschlusse ging sie zu Bett.

Lisbeth schlief im Zimmer des Kleinen, und Rainer saß noch lange bei seinem Schwiegervater, mit dem er sich jetzt sehr gut verstand.

Als er ins Schlafzimmer kam, fand er den Raum erfüllt von Mondlicht, und am offenen Fenster lehnte Hilbe im langen, weißen Nachtleid. Bei seinem erschrockenen Anruf wandte sie sich um und warf sich an seine Brust. Dann zog sie ihn ans Fenster, deutete auf die in erhabenem Schweigen ruhende Landschaft und flüsterte in fast atemlosen Lauten, wie ein Mensch, der sich nach hartem Kampf endlich ergibt:

„Sieh, wie groß sie ist, wie allmächtig! Es tut nicht gut, ihr zu widerstreben. Man muß ihr gehorchen, ich wehre mich nicht länger. Die Natur ist stärker wie wir . . . Mach' mit mir, was du willst . . . Ich kann nicht mehr . . .“

VI.

Gleich nach ihrer Rückkehr begann Hilbe mit doppeltem Eifer bei ihren Lehrern zu arbeiten. Die Eindrücke jenes ersten Tages in Großwerdau waren überwunden. Sie hatte sich zurückgefunden zu der Ruhe innerer Sicherheit.

Rainer half ihr, soviel er konnte. Er sprach nie von jener Pfingstnacht, an die, wie er glaubte, Hilbe nur mit heimlicher Scham dachte. Aber in seiner Phantasie überwand er die Erinnerung nicht, wollte sie nicht überwinden. Ganz im Stillen hoffte er auf eine Erneuerung dieser Seligkeit, obgleich er wußte, daß Hilbe darunter leiden würde.

Bernhard Siegel war sehr entzückt. Seine Schülerin machte Fortschritte, die ihn selbst überraschten. Ein Gedanke, der am Konzertabend in seiner Seele Wurzel geschlagen hatte, entwickelte sich rasch zu einem bestimmten Entschlusse, der nach Ausführung drängte. Zu Siegels erstaunter Freude fand er einen Bundesgenossen in Dr. Saling. Es kam immer öfters vor, daß Saling bei der Gesangsstunde beizuhören zu dürfen. Dann gab es rasche, bedeutsame Blicke zwischen ihm und Siegel, dann wuselten die beiden kleinen Herren nach Schluß der Stunde so eilig die Treppe hinunter und standen doch auf der Straße in einem so eifrigen und heftigen Gespräche lange zusammen, daß selbst die harmlose Hilbe aufmerksam wurde und anfang, sich unbehaglich zu fühlen. Sie fragte geradezu, was dieses seltsame Benehmen ihrer



Die Macht des Gefanges.

Nach einem Aquarell von Hugo Pfendjact, Bruntrut-Paris.

Lehrer zu bedeuten habe. Die Verschwörer sahen sich gegenseitig betroffen an und schwiegen. Dann begann Siegel zu erklären, Saling fiel ihm ins Wort, Siegel sprach lauter, Saling überschrie ihn, und schließlich endete dieser merkwürdige Vortrag mit den Worten: „Sie sollen auftreten, Sie müssen Konzertsängerin werden!“

Als sie diesen Gipfel ihrer Beredsamkeit erreicht hatten, hielten beide Herren inne und betrachteten mit Spannung ihre Schülerin, die sprachlos in einem Sessel saß.

Zuerst hatte Hilde Lust zu lachen; dann wurde sie ernster, und dabei drückte sich in ihren Mienen soviel Kummer aus, daß die Männer erschrafen. Sie schwiegen betreten und warteten ungeduldig ängstlich, bis Hilde sprach.

„Ich finde es rührend von Ihnen, daß Sie sich soviel Mühe mit mir geben. Vielleicht begreifen Sie, daß ich schon selbst daran gedacht; aber ich bin noch immer zur rechten Zeit aus diesen Träumen erwacht. Ich sollte Ihnen eigentlich nicht erst sagen müssen, warum ich Ihrem und meinem Wunsche nicht nachgeben darf. Ich bin verheiratet, und die Pflicht bindet mich ans Haus. Mein Mann würde wohl auch nie seine Einwilligung geben, und seine Freunde würden mich auslachen.“

„Nein!“ Dr. Saling richtete sich sehr bestimmt auf. „Nein, sie werden nicht lachen, wenigstens die nicht, auf die es ankommt. Dr. Frei . . .“

Hilde unterbrach ihn fast heftig: „Was ist mit Dr. Frei?“

„Ich habe mit ihm darüber geredet. Er ist die Ursache, daß ich in Ihr Haus kam, und da er Ihnen auch Siegel empfohlen hat, so sprach ich natürlich zuerst mit ihm.“

„Was hat er gesagt?“

„Ja — warten Sie mal — anfänglich saß er nur da und nickte immerzu. Dann meinte er, daß er diese Entwicklung der Dinge schon lange erwartet hätte und daß Sie tun möchten, was Sie glücklich macht. Das sei das Wichtigste!“

„Und mein Mann?“

„Dem müßte man die Sache eben klar machen, sagte Frei, und er glaube, daß Dr. Rainer schon dazu gebracht werden könne, seine Einwilligung zu geben.“

Hilde erhob sich. Sie war entschlossen und darum ganz ruhig. „Ich werde selbst noch mit Dr. Frei reden und bitte Sie, die Angelegenheit jetzt mir zu überlassen; ich möchte nicht, daß mein Mann unnötig beunruhigt wird! Einstweilen drängt ja die Entscheidung noch nicht, da ich jedenfalls noch sehr viel zu lernen habe. Und arbeiten wollen wir tüchtig — um des Selbstzweckes willen!“

Als Hilde allein war, schrieb sie sofort ein Billet an Dr. Frei und bestellte ihn auf den Spätnachmittag, wann Rainer Krankenbesuche machte.

Dr. Saling hatte Karl Frei bereits die Unterredung mitgeteilt. So kam er vorbereitet zu Hilde. Um ihr eine Erklärung zu ersparen, begann er sofort von den Siegel-Saling'schen Plänen zu reden. Seiner Ansicht nach war Hilde genügend begabt, um ein Recht auf die Ausübung ihrer Kunst zu haben. Und darauf allein komme es an, erklärte er.

Hilde gestand ihm, daß sie seit jenem Konzertabend mit einer großen Sehnsucht, öffentlich aufzutreten, zu kämpfen habe. „Aber,“ sagte sie bekümmert, „ich darf doch im Ernste nicht daran denken. Fritz ist seelengut; doch er hat mich entschieden nicht geheiratet, damit ich von einer Stadt zur andern reise und fremden Leuten etwas vorsinge. Dafür wird er sich wohl bedanken.“

„Wenn es aber Ihr Glück ist! Es wäre mehr wie grausam, wenn man Ihnen nicht geben würde, was Ihre innere Natur verlangt.“

„Ja,“ sagte Hilde langsam, „wenn es mein Glück ist, wenn meine innerste Natur wirklich nach öffentlicher künstlerischer Betätigung verlangt. Aber tut sie das?“

„Hilde!“

„Ach, lieber Freund, nun sind Sie enttäuscht. Sie glaubten, es gelte, ein Menschenrecht durchzusetzen, und Sie finden nur eine Frau, in der die Künstlerin, die nach der Welt verlangt, mit dem Weibe kämpft, dem sein Heim vollauf genügt. Sehen Sie, wenn ich fühlte, daß ich zu Grunde gehen würde, wenn ich nicht meiner Kunst leben dürfte, dann fände ich wohl die Kraft, ein Entweder-oder aufzustellen. Aber bis heute war ich bei dem Gedanken, daß ich auf öffentliches Auftreten verzichten müsse, nicht allzu unglücklich, und ich weiß nicht, ob die Erfüllung meiner Sehnsucht mich so froh stimmen würde, wie sie vielleicht meinen Mann traurig macht.“

Frei fühlte, daß in dieser Frau nicht ein Hauch von Eitelkeit die Reinheit ihres künstlerischen Strebens trübte, und gerade deshalb gab er sich Mühe, das Notwendige für sie herauszufinden.

„Ich ehre Ihre Zweifel, liebe Freundin, weil sie aufrichtig sind, und ich halte es ebenfalls für klug, Fritz noch nichts zu sagen. Sie selbst werden, wenn Sie den Gedanken gründlich prüfen, sehr bald das Richtige erkennen. Dann ist es Zeit, mit Ihrem Mann zu sprechen. Einstweilen genügt es, wenn Sie Siegels Pläne erwägen und fleißig bei ihm studieren. Wenn ich Ihnen helfen kann, dann rufen Sie mich nur . . . Sie wissen jetzt, wie ich über die Sache denke.“

In diesem Sinne mußte Frei auch mit Siegel und Saling gesprochen haben; denn beide erörterten die Frage nicht mehr. Jeder tat nur heimlich, was er konnte, um der jungen Sängerin den Beruf einer ausübenden Künstlerin in möglichst rosigem Lichte zu zeigen.

(Fortsetzung folgt).

La Serenata.

Novelle von Armin Biegler, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vor ein paar Jahren war ich in die kleine Universitätsstadt B. gezogen. Dort hatte ich bald einen Freund gefunden, den Professor M. Noch heute begreife ich nicht recht, wie ich ihn, der sich menschlichen von allem Verkehr zurückzog, so bald kennen lernte, wie es kam, daß er mich von Anfang an nicht nied wie alle andern Leute. Der Umgang mit mir schien ihm

wohl zu tun; darum verkehrte ich täglich bei ihm und gewann ihn so trotz seiner Verschlossenheit auch meinerseits immer lieber.

Es war ein eigenartiger Mensch, mein Freund M. Wie in einem Vulkan muß es in ihm gegliht haben; doch äußerlich war er unbeweglich wie der Berg und starr wie erkaltete Lava.

Es muß ein graues Leid gewesen sein, das ihn in so